

Jorge Luis
BORGES

Essays
Inquisitionen
Vorworte



Hanser

Die Zeit und J. W. Dunne

In Nummer 63 von ›Sur‹ (Dezember 1939) habe ich eine Vorgeschichte, eine erste rudimentäre Geschichte des *regressus ad infinitum* veröffentlicht. Nicht alle Auslassungen dieser Skizze waren ungewollt: Absichtlich unterließ ich es, J. W. Dunne zu erwähnen, der aus dem unendlichen *regressus* eine ganz erstaunliche Lehre vom Subjekt und von der Zeit abgeleitet hat. Die Erörterung (die bloße Darstellung) seiner These hätte den Rahmen jener Notiz gesprengt. Ihre Kompliziertheit erforderte einen selbständigen Artikel: den ich nun versuchen will. Zur Niederschrift regt mich an die Beschäftigung mit dem letzten Buch von Dunne - *Nothing Dies* (1940, Faber and Faber) -, das die Argumente der drei vorangehenden wiederholt oder zusammenfaßt.

Besser gesagt, das einzige Argument. An seinem Mechanismus ist nichts Neues; beinahe skandalös und unerhört sind die Folgerungen des Autors. Bevor ich sie erläutere, will ich einige frühere Inkarnationen der Prämissen anführen.

Das siebte der vielen philosophischen Systeme Indiens, die Paul Deussen aufzählt⁵, verneint, daß das Ich unmittelbar Gegenstand des Erkennens sein könne, »weil, sofern unsere Seele erkennbar wäre, eine zweite Seele zum Erkennen der ersten erforderlich wäre, eine dritte zum Erkennen der zweiten«. Die Inder haben keinen Sinn für Geschichte (das heißt, sie ziehen perverserweise die Untersuchung der Ideen der von Namen und Lebensdaten der Philosophen vor), aber wir wissen, daß diese radikale Verneinung der Introspektion an die achthundert Jahre alt ist. Um 1843 wird sie von Schopenhauer wiederentdeckt. »Das Erkennende selbst kann, eben als solches, nicht erkannt werden: sonst wäre es das Erkannte eines andern Erkennenden«, betont er immer wieder (*Die Welt als Wille und Vorstellung*, 2.Bd., Kap. 19). Herbart spielte ebenfalls mit dieser ontologischen Multiplikation. Schon vor seinem zwanzigsten

Lebensjahr hatte er die Überlegung angestellt, daß das Ich unter allen Umständen unendlich ist, da die Tatsache des Sicherkennens ein anderes Ich erfordert, das sich selber erkennt, und dieses Ich ein weiteres Ich (Deussen: *Die neuere Philosophie*, 1920, S. 367). Mit Anekdoten, Parabeln, ironischen Seitenhieben und Diagrammen ausgeschmückt, ist es dieses Argument, das Dannes Abhandlungen zugrunde liegt.

Dieser stellt die Überlegung an (*An Experiment with Time*, Kap. XXII), daß ein Bewußtseinssubjekt nicht nur dessen bewußt ist, was es wahrnimmt, sondern auch eines Subjekts A, das beobachtet, und folglich eines weiteren Subjekts B, dem A bewußt ist, und folglich eines Subjekts C, dem B bewußt ist ... Er bemerkt dazu, ein wenig geheimnisvoll, daß diese unzähligen inneren Subjekte in die drei Dimensionen des Raums nicht eingehen, wohl aber in die nicht minder unzähligen Dimensionen der Zeit. Bevor ich diese Erklärung erkläre, lade ich meinen Leser ein, mit mir noch einmal durchzudenken, was dieser Absatz sagt.

Huxley als braver Nachfolger der britischen Nominalisten behauptet, daß zwischen der Tatsache, daß ich einen Schmerz empfinde, und der Tatsache, daß ich weiß, daß ich ihn empfinde, nur ein sprachlicher Unterschied besteht, und er spottet über die reinen Metaphysiker, die bei jeder Empfindung zwischen dem »empfindenden Subjekt, dem empfindungserregenden Objekt und jener beherrschenden Persönlichkeit, dem Ich« unterscheiden (*Essays*, Bd. VI, S. 87). Gustav Spiller (*The Mind of Man*, 1902) räumt ein, daß das Schmerzbewußtsein und der Schmerz zwei unterschiedliche Tatsachen sind, hält sie jedoch für so begreifbar wie die gleichzeitige Wahrnehmung einer Stimme und eines Gesichts. Seine Ansicht scheint mir zutreffend. Was das Bewußtsein des Bewußtseins angeht, auf das sich Dunne beruft, um jedes Individuum mit einer schwindelerregenden und nebulösen Hierarchie von Subjekten auszustatten, neige ich eher zu dem Verdacht, daß es sich um sukzessive (oder imaginäre) Zustände des ursprünglichen Subjekts handelt. »Wenn der Geist«, sagte Leibniz, »sein Denken wiederdenken müßte, so brauchte er nur ein Gefühl

wahrzunehmen, um daran zu denken, und dann an sein Darandenken zu denken und dann an sein Denken des Darandenkens, und so ins Unendliche« (*Nouveaux essais sur l'entendement humain*, lib. II, cap. 1).

Die von Dunne geschaffene Methode, die uns unmittelbar eine unendliche Zahl von Zeiten liefert, ist weniger überzeugend, aber geistvoller. Wie Juan de Mena in seinem *Labyrinth*⁶, wie Uspenski im *Tertium Organum*, postuliert er, daß die Zukunft mit allen ihren Wechselfällen und Einzelheiten schon existiert. Der präexistenten Zukunft entgegen (oder von der präexistenten Zukunft her, wie Bradley lieber annimmt) fließt der absolute Strom der kosmischen Zeit oder fließen die sterblichen Ströme unseres Lebens. Diese Ortsveränderung, dieses Fließen erfordert wie alle Bewegungen eine bestimmte Zeit; damit hätten wir eine zweite Zeit, in der die erste verstreichen kann; eine dritte, in der die zweite verstreichen kann, und so ins Unendliche ...⁷ So sieht der von Dunne vorgeschlagene Mechanismus aus. In diesen hypothetischen oder illusorischen Zeiten sind auf unendliche Weise die nicht wahrnehmbaren Subjekte untergebracht, die der andere *regressus* vervielfacht.

Ich weiß nicht, was mein Leser hiervon halten mag. Ich gebe nicht vor zu wissen, was die Zeit ist (nicht einmal ob sie »etwas« ist), aber mir scheint, daß der Ablauf der Zeit und die Zeit ein einziges Mysterium sind und nicht deren zwei. Dunne verfällt, glaube ich, in einen ähnlichen Irrtum wie jene unaufmerksamen Dichter, die (beispielsweise) vom Mond sagen, er zeigt seine rote Scheibe, und die damit ein ungeteiltes visuelles Bild ersetzen durch ein Subjekt, ein Verb und ein ergänzendes Objekt, das nichts anderes ist als das nämliche Subjekt, nur ein wenig maskiert ... Dunne ist ein illustres Opfer jener schlechten intellektuellen Angewohnheit, die Bergson denunzierte: die Zeit als eine vierte Dimension des Raums aufzufassen. Er postuliert, daß die Zukunft schon existiert und daß wir uns auf sie zubewegen müssen, aber dieses Postulat reicht hin, um die Zeit in Raum zu verwandeln und einer zweiten Zeit zu bedürfen (die ebenfalls räumlich aufgefaßt wird, als Linie oder Fluß) und danach einer dritten und einer

millionsten. In keinem seiner vier Bücher läßt Dunne von der Behauptung, daß es »unendliche Zeitdimensionen«⁸ gibt, aber diese Dimensionen sind räumlich. Die eigentliche Zeit ist für Dunne der unerreichbare Schlußpunkt einer unendlichen Reihe.

Welche Gründe gibt es für das Postulat, daß die Zukunft bereits existiert? Dunne führt zwei Gründe an: der eine sind die prophetischen Träume; der andere ist die relative Einfachheit, die er mit dieser Hypothese in den unentwirrbaren Diagrammen zuwege bringt, die für seinen Stil typisch sind. Auch will er den Problemen einer fortdauernden Schöpfung ausweichen ...

Die Theologen definieren die Ewigkeit als den gleichzeitigen und geistesklaren Besitz sämtlicher Augenblicke der Zeit und erklären sie zu einem der Attribute Gottes. Dunne nimmt verblüffenderweise an, daß die Ewigkeit bereits unser ist und daß die Träume jeder Nacht dies bekräftigen. Unmittelbare Vergangenheit und unmittelbare Zukunft fließen ihm zufolge in ihnen zusammen. Im Wachen durchlaufen wir mit gleichförmiger Geschwindigkeit die sukzessive Zeit; im Traum bemächtigen wir uns einer Zone, die ungeheuer weit sein kann. Träumen heißt die Eindrücke dieser Schau koordinieren und aus ihnen eine Geschichte weben oder eine Geschichtenfolge. Wir sehen das Bild einer Sphinx und das einer Apotheke und erfinden eine Apotheke, die sich in eine Sphinx verwandelt. Dem Menschen, den wir morgen kennenlernen werden, leihen wir den Mund eines Gesichts, das uns in der vorangehenden Nacht angeblickt hat ... (Schopenhauer schrieb bereits, daß unser Leben und unser Träumen Blätter desselben Buches seien und daß sie in der richtigen Reihenfolge lesen leben, sie durchblättern träumen sei.)

Dunne versichert, daß wir im Tode lernen werden, mit der Ewigkeit richtig umzugehen. Wir werden alle Augenblicke unseres Lebens wiedererlangen und sie kombinieren, wie es uns gefällt. Gott und unsere Freunde und Shakespeare werden unsere Mitarbeiter sein.

Angesichts einer so glänzenden These ist die eine oder andere Puscherei, die der Autor begangen haben mag, völlig unbedeutend.

⁵ *Nachvedische Philosophie der Inder*, S. 318.

⁶ Dieses Gedicht aus dem 15. Jahrhundert enthält eine Vision von »drei sehr großen Rädern«: das erste, unbeweglich, ist die Vergangenheit; das zweite, das sich dreht, die Gegenwart; das dritte, unbeweglich, die Zukunft.

⁷ Ein halbes Jahrhundert bevor Dunne »die absurde Vermutung einer zweiten Zeit, in welcher, rasch oder langsam, die erste fließt«, vorbrachte, wurde sie von Schopenhauer entdeckt und verworfen, und zwar in einer handschriftlichen Notiz, die er seinem Werk *Die Welt als Wille und Vorstellung* beigefügt hat. Sie steht auf Seite 829 im zweiten Band der historisch-kritischen Ausgabe von Otto Weiß.

⁸ Der Satz ist verräterisch. In Kap. XXI des Buches *An Experiment with Time* spricht er von einer Zeit, die senkrecht zu einer anderen steht.